

Der Herr von Birkenau : Erzählung

Autor(en): **Inglin, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meinrad Inglin

DER HERR VON BIRKENAU

Erzählung

Auf einer herbstlichen Treibjagd, zu der ein Freund mich eingeladen hatte, lernte ich neben einer anziehenden, mir ganz neuen Gegend auch ein paar Männer kennen, an die ich mich mit Vergnügen und Sympathie erinnere. Einer von ihnen, Herr Bucher, ein Mann meines Alters, war dreimal mein Standnachbar. Nach jedem Treiben schlenderten wir durch den Wald zum nächsten Sammelplatz, unterhielten uns über die Jagd und fanden Gefallen aneinander. Er war ein gebildeter Mann, der im Grunde genommen, im Grunde seines Herzens, die wildlebenden Tiere lieber schonte als schoß; warum er dennoch leidenschaftlich der Jagd ergeben war, erklärte er mir mit Gründen, an die ich tags darauf in einem sonderbaren Zusammenhang erinnert werden sollte.

Abends in der Dorfwirtschaft des Reviers nun ging es so aufgeschlossen und sprühend heiter zu wie immer, wenn angeregte Jäger nach einer gut verlaufenen Jagd beim Wein zusammensitzen. Keiner dachte an den Aufbruch. Mein Freund hatte versprochen, mich mit seinem Wagen zum Bahnhof zu fahren, aber es fiel ihm selber nicht mehr ein, und als ich ihn daran erinnerte, erklärten sämtliche Herren lachend, daß wir den letzten Zug nicht mehr erreichen würden. Ich bekam auch gleich ein paar Einladungen für die Nacht und fand mich mit dem Aufschub meiner Heimreise ab. Als wir dann doch endlich aufbrachen, empfing uns draußen, nicht überraschend, aber sehr unerwünscht, ein dichter Nebel; man sah nach zwanzig Schritten vom Wirtshaus nur noch eine trübe Lampe und ein paar schwachbeleuchtete Fensterscheiben. Ich setzte mich in den Wagen meines neuen Kameraden, der mich unbedingt zu sich heimbringen wollte.

An alles, was nun zunächst folgte, erinnere ich mich wie an einen etwas verworrenen Traum. Ich wußte nicht, wo Herr Bucher wohnte, und hätte ihn jetzt wohl fragen können, doch er mußte scharf aufpassen, und wir waren beide nicht mehr ganz nüchtern. In seinem kleinen grauen Wagen fuhren wir auf merkwürdigen Wegen übermäßig lang durch den Nebel, und wahrscheinlich schlief ich dabei einmal ein. Irgendwo stiegen wir aus, tranken in einem getäfelten, mit Jagdtrophäen geschmückten Zimmer noch einen

ganz besonderen Wein und einen heißen schwarzen Kaffee, dann landete ich, nachdem wir gemeinsam einige Schwierigkeiten überwunden hatten, in einem guten Bette.

Ich schlief nur kurz und unruhig, woran der schwarze Kaffee ebenso schuld war wie meine feste Absicht, als Gast in diesem fremden Hause nicht den Morgen zu verschlafen. Als ich die Augen aufmachte, sah ich über mir eine schöne Rokoko-Stuckdecke. «Wo bin ich?» fragte ich mich verwundert, doch fiel mir nur ein, wie und warum ich hierhergekommen war. Helles, nüchternes Morgenlicht drang durch die hohen Fenster, ich hatte vergessen, die Vorhänge zu ziehen. Das Zimmer war nicht aufgeräumt, verschiedene Gegenstände lagen und hingen herum, die man in Erwartung eines Gastes gewiß beiseite geschafft hätte. Ich stand entschlossen auf, fand draußen eine Waschgelegenheit und hielt den Kopf unter den geöffneten Wasserhahnen, dann machte ich mich zurecht, trat durch die offene Haustür ins Freie und sah mich um.

Das Haus stand auf einer flachen Hügelkuppe, ein schloßähnliches Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert, mit zwei kurzen Seitenflügeln, die gegen ein Oekonomiegebäude hin den Hof flankierten. Alte Bäume, Rasenflächen und gepflegte Beete mit Astern, späten Rosen und den letzten Zinnien umgaben es; am sanft zur ebenen Wiese abfallenden Südhang waren Gemüse und Reben gepflanzt, und auf der Nordrampe ragte der steingraue Turm einer zerfallenen Burgruine zwischen den Bäumen empor. Rings um den Hügel begann der Nebel unter der klar aufgehenden Sonne zu schwinden und die Aussicht freizugeben auf Wiesen, Aecker, Gehöfte und weit durch den blauen Oktoberhimmel geschwungene Waldhorizonte. Von Osten wand sich zwischen Schilf und Ufergehölzen mit dunstigen Silberschimmern ein Fließchen heran, das in einer Au von Weiden und Birken am Fuße des Hügels nach Nordwesten abbog. Hinter dieser kleinen Auwaldung stiegen dünne weiße Rauchsäulen von vier oder fünf Ziegeldächern empor.

Kaum hatte ich meinen Rundgang beendet, als aus dem Hause ein Dienstmädchen mit der Meldung auf mich zutrat, der Herr Oberst lasse fragen, ob es mir angenehm wäre, mit ihm zu frühstücken. «Sehr gern!» sagte ich, folgte dem Mädchen und wunderte mich ein wenig über den Herrn Oberst, doch gleich darauf stand ich im Frühstückszimmer vor ihm, und es war nicht mein Jagdkamerad, sondern sein Vater, ein hochgewachsener, hagerer alter Mann von gerader Haltung, in Stiefeln, grauer Kniehose und geschlossener Lodenjacke. Ich stellte mich vor, erfuhr auch seinen Namen und begann entschuldigend meine unvermittelte Anwesen-

heit zu erklären. Er hörte mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen oder mir durch irgendein freundliches Zeichen entgegenzukommen, und antwortete erst, als ich alles gesagt hatte, was zu sagen war. «Ein Gast meines Sohnes ist auch mein Gast», erklärte er nun, dann bat er mich, Platz zu nehmen, und wir begannen zu frühstücken. Der Sohn ließ sich nicht blicken, er schlief noch, doch hatte er immerhin dem Dienstmädchen einen Zettel hingelegt und meine Anwesenheit gemeldet.

Der Oberst fragte mich nach dem Verlauf der Jagd, nahm schweigend meine Antwort entgegen und wurde erst etwas mitteilbarer, als ich das Gespräch auf diesen herrschaftlichen Wohnsitz brachte, doch gab er seine förmliche Art auch dabei nicht auf. Er hatte einen Kahlkopf und ein mageres, männliches Gesicht mit ausgeprägter, hoher Stirn, weißem Schnurrbart und scharfblickenden grauen Augen. Ich befand mich hier, wie ich nun erfuhr, auf Schloß Birkenau, dem Stammsitz der Bucher von Birkenau. Auch der Weiler da unten am Fuße des Hügels hieß Birkenau und gehörte neben andern Gütern zum ungeteilten Besitz der Familie. Gewissen zurückhaltenden Aeüßerungen entnahm ich, daß der alte Gutsherr, dem ich da gegenüber saß, die Zügel noch nicht aus der Hand gegeben hatte und seinen Sohn vorläufig nur in der Stellung eines abhängigen Verwalters beschäftigte.

«Johann soll anspannen!» befahl er, sobald das Dienstmädchen sich wieder zeigte, und als wir uns bald darauf erhoben und hinausgingen, sagte er: «Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen den Wirtschaftsbetrieb zu zeigen.»

«Sehr liebenswürdig, Herr Oberst», entgegnete ich, «aber eigentlich müßte ich an meine Heimreise denken.»

Er überhörte es, ergriff Hut und Stock und wandte sich draußen im Hofe einem dienstfertigen älteren Manne zu, der ein auch nicht mehr junges Pferd an eine Chaise spannte. Dieser Mann, der Kutscher Johann, hatte ein rotbraunes, rundes Gesicht, das mit seinen vielen Fältchen um Mund und Augen ein fortwährendes gutmütiges Lächeln zeigte; in der Folge bemerkte ich dieses Lächeln auch dann, wenn gar kein Anlaß dazu vorhanden war, so daß ich zu zweifeln begann, ob er wirklich lächelte. Ich sah mich im Hofe um und blickte an die Fenster empor. Das kleine graue Auto stand noch da, wo wir es nachts verlassen hatten, aber sein Besitzer war nicht zu entdecken. Da folgte ich denn der Aufforderung des Gutsherrn und nahm in dem zweisitzigen Kütschchen neben ihm Platz. Johann setzte sich lächelnd vor uns auf den Bock, und nun begann diese merkwürdige Fahrt, die uns zunächst auf einer schmalen, sanft abfallenden Fahrstraße fast rund um den Hügel nach Birken-

au hinunterführte. Zwischen den paar Häusern und Ställen hielten wir an und stiegen aus.

«Ist das Vieh schon draußen?» fragte der Oberst einen Bauern.

«Nein, Herr Oberst, wir haben erst gemolken», antwortete der Bauer freundlich.

«Dann heraus damit!»

«Jawohl, wir hatten es auch im Sinn. Lohnt sich zwar kaum mehr bei dem bißchen Gras, aber schaden kann's ja nicht.»

Der Oberst zeigte mir darauf in einer nahen Scheune die Obstpresse, eine Trotte, wie wir sagen, und wandte sich mit der Frage an einen hier beschäftigten Bauern, ob alle Aepfel hereingebracht seien. Er befahl, da der Bauer es bedauernd verneinte, damit nicht länger zu warten. «Wir machen hier einen guten Apfelmast», sagte er zu mir, «Sie werden Gelegenheit haben, ihn bei uns im Hause zu versuchen.»

Als wir die Scheune verließen, kam aus dem Stall gegenüber eben das Vieh auf die Straße. Voraus wandelte eine stattliche Kuh, die von selber den richtigen Weg zur Weide einschlug und zwei nachdrängende jüngere Kühe mit den Hörnern zurückwies; sie wurde von übermütig trabenden Rindern aber dennoch überholt und begann mit schwankendem Euter aufgeregt auch zu traben. Ein Hüterjunge mit einem kläffenden Treibhund folgte der Herde.

«Wir halten Braunvieh, wie Sie sehen», erklärte der Oberst. «Mein Sohn möchte Fleckvieh einführen, das schwerer wird und auf dem Fleischmarkt mehr abwirft, aber ich persönlich bin für diese edle und widerstandsfähige Braunviehrasse, mit der wir die besten Erfahrungen machen.»

Während wir noch dastanden, riefen ein paar herbeilaufende Kinder: «Guten Morgen, Herr Oberst!» Der Gutsherr empfing sie nachdenklich schweigend, fragte dann aber eines nach dem andern, wie es heiße, wo die Mutter sei und was der Vater mache. Zuletzt blieben die Kinder stehen, obwohl sie nicht mehr gefragt wurden, und schienen auf etwas zu warten. Der Oberst tat, als ob er es nicht merkte, doch streifte er mich dabei mit einem Blick, der mich am Spaße teilnehmen ließ, und zum erstenmal sah ich in seinem verschlossenen Gesichte einen freundlichen Schimmer. Endlich zog er eine flache Schachtel aus einer seiner geräumigen Lodenrocktaschen, gab daraus jedem Kinde ein kleines Täfelchen Schokolade und nahm aufmerksam den Dank dafür entgegen.

Wir bestiegen die Chaise wieder und fuhren zwischen zwei bäuerlichen Häusern und zwei Frauen hindurch, die über die Straße hinweg miteinander plauderten und Bettwäsche in die offenen Fenster legten. «Guten Morgen, Herr Oberst!» riefen sie

fast gleichzeitig, und der alte Herr nickte gnädig nach beiden Seiten. «Ein rechtschaffenes Volk!» bemerkte er. «Man muß ihm nur von Zeit zu Zeit ein wenig auf die Finger sehen.»

Wir fuhren an zwei Wiesen vorbei; auf der einen zog das Vieh schon mit gesenkten Häuptern durch das kurze letzte Gras, auf der andern war Mist angelegt. In den Wiesen standen ältere Obstbäume, der Straße entlang junge Bäumchen mit Pfahlstützen und Schutzgehegen. Nordwärts durch kahle Felder und dürrtig sprießende Wintersaaten erreichten wir ein von Aeckern umgebenes Gehöft, hinter dem das Land zu Wiesen- und Waldhängen anstieg. Ein weißhaariger alter Bauer, der Brennholz spaltete, nickte uns schweigend zu. «Alles in Ordnung?» fragte der Oberst. «Soviel ich weiß, wohl!» sagte der Alte und meldete auf weitere Fragen bereitwillig: «Das Mannenvolk ist droben im Holz, und das Weibervolk seht Ihr dort auf dem Kartoffelacker.»

Wir sahen auf dem nahen Acker ein paar Röcke und gebückte Rücken und gingen hin. Eine feste Bäuerin strich sich, auf die Harke gestützt, eine blonde Strähne aus der geröteten Stirn und erwiderte unseren Gruß wohlgelaunt mit kräftiger Stimme. Der Oberst betrachtete die eben ausgeharkten Kartoffeln, schüttelte den Kopf und sagte: «Kleine Ware! Sollten wir es nicht mit einer andern späten Sorte probieren?» Die Bäuerin antwortete laut: «Ackersegen, die Sorte wäre schon recht, aber der Sommer war zu trocken.» Sie sprachen noch weiter darüber, während eine Magd neben dem halbgefüllten Kartoffelsack mit offenem Mund zuhörte und ein Mädchen Stauden auf ein rauchendes Feuer warf. Johann stand mit dem Einspanner wartend am Rande des Ackers und lächelte.

Auf der Weiterfahrt bogen wir nach Westen, dann mehr nach Süden ab und sahen zu unserer Linken, bald näher, bald ferner, in der Morgensonne den Schloßhügel mit seinen alten Bäumen und dem Herrschaftshause. Vor einem Gehöft hielten wir wieder an, der Oberst trat durch die offene Stalltür und las die an einen Pfosten geheftete Tabelle des täglichen Milchertrages. Der Bauer, ein robuster, lauter Mann, trug ein paar Gabeln voll Mist auf den Stock hinaus, begann frische Streue zu legen und fand es nicht für nötig, die Arbeit zu unterbrechen, doch ging er auf die Anliegen des Besuchers ein, wenn auch recht unbekümmert. Der Oberst selber betrug sich eher zurückhaltend, und während er eine etwas vorlaute Erklärung über den unterschiedlichen Milchertrag bei Gras-, Klee- und Heufütterung entgegennahm, schien er zerstreut schon an etwas anderes zu denken. Er machte jetzt den Eindruck eines Gutsherrn, der leicht zu hintergehen ist.

Wir fuhren weiter, die Straße begann anzusteigen und führte dem Rand eines Buchenwaldes entlang. Hier trafen wir zwei Fuhrwerke, die mit Langholz beladen wurden, der Oberst ließ anhalten, stieg aus und zog einen älteren Forstgehilfen ins Gespräch, der seine Antworten und Ratschläge mit einer gewissen freundlichen Ehrerbietigkeit vorbrachte. Diesem Gespräche war zu entnehmen, daß ringsum alle Wälder zum Herrschaftsgute der Bucher von Birkenau gehörten, und ich wunderte mich, daß in unserem Lande eine einzige Familie über einen so umfangreichen Grundbesitz verfügte.

Mein Erstaunen nahm noch zu, als wir in einem weit ausholenden Bogen den Schloßhügel südlich umfuhren und dabei in verschiedenen Höfen einkehrten, wo sich der Oberst nach dem Stand der Dinge erkundigte und Anordnungen traf. Die Leute begegneten ihm offen und freundlich, aus ihrer Haltung sprach die Sicherheit eines guten Gewissens, und er seinerseits schenkte ihnen Vertrauen. Dieses musterhafte menschliche Verhältnis aber hörte zu meinem Bedauern plötzlich auf, als wir in den äußersten östlichen Zipfel des Herrschaftsbereiches gelangten. Der hagere, mürrische Bauer in seiner blauen Ueberhose, der hier nach den Ergebnissen der Obsternte gefragt wurde, drehte dem Herrn schweigend den Rücken und verweigerte die Antwort auch auf eine zweite, dringlichere Frage. Der Oberst, der seine Haltung nur mit Mühe bewahrte, verlangte nun das Vieh zu sehen, aber der Bauer schloß ihm die offene Stalltür vor der Nase zu und rief: «Das geht Sie einen Dreck an!» Der Kutscher Johann bat den Mann, Vernunft anzunehmen, fand aber kein Gehör. Der alte Herr schien nahe daran, die Fassung zu verlieren, seine Hände zitterten, der Ausdruck seines sonst so ruhigen Gesichtes schwankte zwischen Zorn und Entsetzen, doch verriet er bei alledem eine rührende Hilflosigkeit.

In diesem äußerst peinlichen Augenblick fuhr ein mir bekanntes kleines Auto heran, Herr Bucher stieg aus, mein Jagdkamerad, und wandte sich, nachdem wir uns kurz begrüßt hatten, seinem Vater zu. Es gelang ihm, den alten Herrn notdürftig zu beruhigen. Er bat darauf, uns nach Hause bringen zu dürfen; wir fuhren denn auch alsbald ab, und Johann kutschte allein heimwärts. Auf der Fahrt äußerte der Oberst noch einmal seine Entrüstung. Der Sohn beschwichtigte ihn und plauderte im übrigen mit mir. «Unsere nächtliche Landung ist doch noch ordentlich geglückt», sagte er. «Aber daß Sie so früh wieder auf den Beinen wären, konnte ich wirklich nicht ahnen. Als ich zum Frühstück kam, waren Sie verschwunden.»

«Der Herr Oberst war so liebenswürdig, mich auf seine Rund-

fahrt mitzunehmen», entgegnete ich, «aber eigentlich hätte ich auf Sie warten und dann abreisen müssen.»

«Gut, daß Sie's nicht getan haben!» erwiderte er. «Und jetzt wird zu Mittag gegessen, vorher kommen Sie nicht weg. Uebrigens haben wir Pech. Meine Frau ist gestern in die Stadt gefahren, und vorhin war ich mit dem Wagen am Bahnhof, um sie abzuholen, aber sie kam nicht. Dafür kam ein Telegramm: ‚Zug verspätet, komme mit dem Abendzug.‘ Nichts zu machen. Wenn ich das geahnt hätte, wäre ich Ihnen schon früher nachgefahren.»

Nach unserer Ankunft im Hofe wollte mich der Oberst auf den Turm führen, überließ mich dann aber durch eine gewährende Handbewegung seinem Sohne, der darum bat. Der junge Herr führte mich in sein Arbeitszimmer. «Das muß für Sie eine merkwürdige Rundfahrt gewesen sein», sagte er besorgt. «Tut mir leid, daß ich Sie nicht vorher aufgeklärt habe.»

Ich verstand nicht recht, wie er das meinte, und schaute ihn fragend an, während er zwei kleine Gläser aufstellte, eine Flasche Portwein hervorholte und uns beiden einschenkte. Er war bleicher und ernster als gestern im Revier und glich jetzt deutlich seinem Vater, wenn man vom weißen Schnurrbart und der förmlichen Haltung des alten Herrn absah.

«Ist Ihnen denn nichts aufgefallen?» fragte er, als wir uns gegenüber saßen, und blickte mich neugierig an.

«Aufgefallen . . . ich habe mich über diesen riesigen Grundbesitz gewundert . . . und zuletzt, ja, fand ich das Benehmen dieses renitenten Bauern etwas sonderbar . . .»

«Eben ja! Aber daß Sie vorher nichts gemerkt haben, das ist ja ausgezeichnet!» Er schüttelte mit einem trüben Lachen verwundert den Kopf, trank das ganze Portweingläschen aus und erklärte gedämpft, aber eindringlich: «Von alledem, was Sie hier und auf dieser Rundfahrt gesehen haben, gehört uns nichts, kein Strohalm.»

Ich schwieg betroffen.

«Mein guter Vater lebt leider im Wahn, er sei der Herr und Besitzer von Schloß Birkenau und aller Güter im Umkreis», fuhr er fort. «Hier ist zwar unser Stammsitz, und die Bucher von Birkenau waren früher sehr begütert, doch gehörte schon meinem Großvater neben dem Hause nur noch eine bescheidene Landwirtschaft, mit der es dann auch bergab ging. Mein Vater, der übrigens nicht Oberst ist, litt schwer darunter und kam auf die unglückliche Idee, er müsse diesen Besitz unter allen Umständen halten und mehren, ja sogar die ursprünglichen Verhältnisse wieder herstellen. Das war bei seinem unpraktischen Wesen und seiner nachdenklichen

Langsamkeit ganz aussichtslos. Was er unternahm, mißlang und mußte mißlingen. Er sah es nicht ein, er hielt es unserer Familie und den Vorfahren gegenüber für seine sogenannte heilige Pflicht, den Wagen umzukehren und bergauf zu fahren, ja er begann zu munkeln, er sei damit beauftragt und könne vom Auftrag nicht zurücktreten, ohne an sich und unserer ganzen Vergangenheit Verrat zu üben. Schon das war natürlich ein Unsinn, wenn man die wirkliche Lage bedachte . . . obwohl man ja . . .» Er suchte nach einer Rechtfertigung, gab es aber auf und schenkte sich ein zweites Gläschen ein.

«Als Bucher von Birkenau», sagte ich, «hat er einen solchen Auftrag vielleicht wirklich in seinem Blut und Wesen verspürt. Man ist ja nicht nur von heute.»

«Nicht wahr?» rief er lebhaft zustimmend. «Bedenklich war allerdings, daß er darüber das Erreichbare und Vernünftige mehr und mehr aus den Augen verlor. Aufträge aus den Tiefen der Vergangenheit machen die Menschen immer ein wenig verrückt. Aber vielleicht hatte er die Wahl nicht mehr, er war von seiner Idee schon wie besessen. Als dann unter seinen Händen der Rest des Besitztums endgültig zerbröckelte, ging leider auch bei ihm alles aus den Fugen. Damit begann eine lange, traurige Geschichte, die sich zum Teil in einer privaten Anstalt abspielte und die ich Ihnen lieber nicht erzählen möchte. Das Ergebnis, zu dem sie geführt hat, haben Sie ja nun kennengelernt. Mein Vater ist Schloßherr und Besitzer aller umliegenden Güter. Auf einem listigen Umweg, wie ihn die menschliche Natur ja manchmal einschlägt, hat er sein Ziel sozusagen erreicht und damit auch eine gewisse Ruhe gefunden. Meine Frau und ich tun alles, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, und der alte Herr lebt in diesem Rahmen jetzt so vernünftig wie viele angeblich gesunde Menschen, die auch nur von Fiktionen leben.»

Er trank das zweite Gläschen aus.

«Die äußeren Umstände scheinen ihm das ja glücklicherweise zu erleichtern», bemerkte ich.

«Vorläufig noch», erwiderte er. «Der wirkliche Besitzer, ein Bekannter von uns, wohnt mit seiner Familie im Sommer hier und geht bereitwillig auf die Annahme ein, daß wir ihm aus lauter Gastfreundschaft das ganze erste Stockwerk überlassen. Er hat mit dem Hause auch die dazugehörige Landwirtschaft erworben und mir die Verwaltung übertragen. Ich bin tatsächlich Landwirt und Verwalter, mein Vater bestand schon früh auf meiner Ausbildung, es gehörte zu seinem Plan. Ich hatte andere Dinge im Kopf, aber ich fügte mich, wenn auch widerwillig, und da sitze ich

nun und bin neben meiner Stellung, die mich nur halb befriedigt, auch noch der angebliche Verwalter des angeblichen Schloßherrn, mit der Scheinaussicht auf eine nicht vorhandene ungeheure Erbschaft, und dazu selber ohne Nachkommen. Meine Frau und ich sind darüber nicht unglücklich, einmal muß die Gaukelei doch ein Ende haben. Der alte Herr ist deswegen sehr bekümmert, hofft aber immer noch und gibt uns mit diskreter Schlaueit rührende Ratschläge.»

«Welches von den Gütern da herum verwalten Sie denn in Wirklichkeit?» fragte ich.

«Das nächste da unten, westlich von Birkenau, das einzige, das er mich allein bewirtschaften läßt, weil ich darauf bestand. Er wird es Ihnen kaum gezeigt haben.»

«Aber wie ist es, wenn er Ihnen als seinem Verwalter in die Bücher sieht?»

«Das tut er nie, er gibt sich nicht mit Zahlen ab. Er ist überhaupt in jeder Beziehung großzügig. Oft hat es den Anschein, als ob er mit einem gewissen Instinkt all den unwichtigen plumpen Tatsachen ausweiche, die seine Herrschaft in Frage stellen könnten. Gewiß keine bewußte, aber doch eine kluge Haltung; sehr empfehlenswert auch im vernünftigen Leben. Er ordnet fast immer nur das an, was ohnehin geschehen wird. Wenn geackert oder gesät werden muß, dann befiehlt er das rechtzeitig, und es geschieht. Wenn im Juni schönes Wetter anbricht, rät er den Bauern, mit der Heuernte zu beginnen, und das tun sie denn auch. Wenn die Aepfel reif sind, befiehlt er, sie abzunehmen, und es wird heute, morgen oder übermorgen getan. Und so weiter. Kann man vernünftiger handeln? Manchmal findet er auf seinen Inspektionsgängen und Fahrten auch etwas Tadelnswertes, aber er tadelt dann mit soviel Berechtigung und höflicher Rücksicht, daß die meisten Bauern sich das gefallen lassen. Ich bin allerdings wochenlang da herumgefahren, von einem Heimwesen zum andern, bis ich die Leute so weit hatte, aber jetzt geht es.»

Wir wurden gerufen und gingen in das Eßzimmer hinüber, wo für drei Personen gedeckt war. Der alte Herr, der uns erwartet hatte, nahm Platz und entschuldigte sich bei mir sogleich leise und förmlich wegen des Auftritts am Ende unserer Rundfahrt. Der Vorfall beschäftigte ihn noch immer.

«Herr Oberst», sagte ich, während das Essen aufgetragen wurde, «so etwas kommt überall vor. Wo gibt es neben fügsamen und rechtschaffenen Menschen nicht auch andere? Und wo wird nicht die bewährteste Ordnung von widerspenstigen Geistern angefochten?»

«Es darf nicht sein», entgegnete er, «ich kann mir das unmöglich gefallen lassen.»

«Ja, Vater, du hast aber leider vergessen, daß wir diesem Manne das Gut verpachtet haben», wandte der Sohn vorsichtig ein. «Einem Pächter können wir nicht so ohne weiteres in seine Arbeit hineinreden wie einem Werkmann.»

Der alte Herr erwiderte etwas, dann nahm er aufmerksam eine weitere Erklärung entgegen. Ich betrachtete ihn und wunderte mich, daß ich ihn vormittags nicht durchschaut hatte. Als Gast war mir freilich nicht eingefallen, den unbekanntem Gastgeber auf seinen geistigen Zustand hin zu beobachten. Ich hätte mich übrigens auch dann noch täuschen können; mancher Mensch sieht ein wenig verdreht aus und ist doch bei klarem Verstand, ein anderer wirkt bedeutend, ist aber von gewöhnlichem Durchschnitt, und viele laufen statt mit ihrem wirklichen Gesichte mit Masken oder Halbmasken herum, die nicht leicht als solche zu erkennen sind. Was mir am alten Herrn jetzt auffiel, die steife Förmlichkeit seiner Haltung, das Karge seiner Aeüßerungen, die ängstlich lauernde Art seines Zuhörens, das gegenstandslose Scharfblicken seiner grauen Augen, seine monotone Stimme, dies alles hatte ich vormittags weniger genau und unter einem anderen Vorzeichen bemerkt als jetzt.

«Und sonst war alles in Ordnung?» fragte der Sohn.

«Ja, soweit ich sehen konnte. Es geht alles seinen Gang. Nur scheint mir, daß in den Wäldern jetzt zuviel Holz geschlagen wird. Ich habe deswegen heute mit unserem alten Forstgehilfen gesprochen und ihm ausdrücklich gesagt, daß ich das nicht wünsche. Mit dem jungen Förster kannst du deswegen selber reden, der paßt mir nicht, er ist mir zu eigenmächtig.»

«Ich weiß, Vater, aber er ist ein tüchtiger Fachmann, und so rasch bekämen wir keinen andern. Uebrigens wird für Bauholz jetzt ein so guter Preis bezahlt, daß man die Gelegenheit benützen sollte.»

«Ein guter Preis!» rief der alte Herr mit einem verächtlichen Unterton und fuhr beinahe höhnisch fort: «Nun, wenn wir das nötig haben, meinestwegen, das ist deine Sache. Aber Kahlschläge verbitte ich mir ausdrücklich, merke dir das! Und dieser Pächter da draußen ist ein frecher Kerl, ich werde ihm die Pacht kündigen.»

Gleich nach dem Mittagessen zog er sich zurück, während das Dienstmädchen den schwarzen Kaffee brachte.

«Diese Geschichte mit dem renitenten Bauern läßt ihn nicht in Ruhe», sagte Herr Bucher. «Er fühlt sich vor Ihnen bloßgestellt.»

«Es war mir äußerst peinlich», gestand ich. «Er schien nahe daran,

die Fassung zu verlieren. Wie gefährlich der Vorfall war, seh' ich freilich erst jetzt ein.»

«Gefährlich? Das ist nicht erwiesen. Ein begüterter alter Mann, der eifersüchtig über seinen Besitz wacht, verliert die Fassung auch, wenn man ihm von seinem Eigentum etwas streitig macht. Der Unterschied ist gering. Ich kenne einen reichen alten Herrn, dem jeder Verlust das Leben versauert und der mit meinem Vater manches gemeinsam hat. Er kann auch nur immer wieder das Vorhandensein seines Reichtums feststellen, Verfügungen treffen und sich von seinem Verwalter Bericht erstatten lassen; von alledem hat er nicht mehr als mein Vater von seinem Schloß und seinen Gütern. Was heißt Besitz? Es kommt ja gar nicht so drauf an, ob man etwas wirklich hat oder sich nur einbildet, daß man es habe. Als Knabe wünschte ich mir einen Wald, die Mutter schenkte mir einen, und von nun an gehörte er mir, ich ging darin herum und war glücklich; verkaufen oder wieder verschenken wollte ich ihn nicht, nach Hause nehmen konnte ich die Bäume auch nicht, und so war es ganz gleichgültig, ob er wirklich oder nur scheinbar mir gehörte. Für meinen Vater würde sich nichts Entscheidendes ändern, auch wenn alles wirklich wäre, was er sich einbildet.»

«Aber für Sie, Herr Bucher. Und es ist doch ein besonderer Fall; was er von seiner ganzen näheren und weiteren Umgebung an Verständnis und Schonung voraussetzt, ist ja einzigartig.»

«Verständnis und Schonung sind wir Menschen einander in jedem Fall schuldig. Wo sie fehlen, ist kein humanes Zusammenleben mehr möglich. Der widerspenstige Bauer da draußen ist übrigens nicht nur ein Grobian, sondern auch noch Anhänger einer Sekte, die den Wahrheitsfimmel hat. Er könne nicht unwahr handeln, sagte er mir. Nun gut, seine Fiktion ist die Wahrheit, dagegen läßt sich nichts einwenden, aber sie macht ihn so rechthaberisch und unduldsam, wie es alle Fanatiker sind, ob sie lärmen oder schweigen. Mit solchen erleuchteten Eseln kann man nichts anfangen, man kann sie nur dulden; aber dulden muß man sie freilich, schon um den Grundsatz zu wahren, von dem sie selber nichts wissen wollen. Schließlich steht in unserem Leben alles auf so schwachen Füßen und in einem so täuschenden Zwielight, daß wenigstens wir Menschen einander grundsätzlich dulden und schonen sollten.»

Ich stimmte zu, brachte das Gespräch auf andere Dinge und bat am Ende um den Fahrplan.

«Ich kann Ihnen nur noch den Abendzug empfehlen», sagte er. «Erstens hätten Sie damit für die Weiterfahrt den günstigsten Anschluß, zweitens müßte ich nur einmal zum Bahnhof fahren, wo ich Sie drittens noch rasch meiner Frau präsentieren könnte,

und viertens würde ich ungern schon jetzt auf Sie verzichten, weil ich über diese Geschichte da endlich einmal ins Reden gekommen bin . . . Bitte tun Sie mir doch den Gefallen und bleiben Sie solange!»

Ich blieb und merkte bald genug, daß ich ihm damit wirklich einen Gefallen erwies. Wir tranken auch den Tee noch zusammen und machten einen Rundgang, wobei er immer dasselbe Thema erörterte, bis der alte Herr wieder zu uns stieß, der nun aber seinerseits darauf bestand, mich vor meiner Abreise noch auf den Turm zu führen. «Das geht gerade noch», sagte Herr Bucher zu mir. «Ich werde hupen, wenn wir fahren müssen.»

Der Herr von Birkenau führte mich also auf die Nordrampe des Schloßhügels. Der viereckige, etwa zwölf Meter hohe graue Turm war der Rest einer zerfallenen und längst überwachsenen Burgruine. Auf einer hölzernen Stiege gelangten wir außen herum zu seiner Plattform, die mit feinem Kies bestreut und von einem Geländer umschlossen war. Man sah von hier aus, knapp über ein paar Tannenwipfel hinweg, das ganze schöne Land, das wir vormittags durchfahren hatten. Der Herr dieses Landes stand neben mir, wies mit dem Stock nach allen Richtungen und blickte mich auffordernd an.

«Ein wunderbarer Punkt, Herr Oberst!» rief ich. «Hier haben Sie Ihr ganzes Besitztum vor Augen. Ja, die ritterlichen Stammherren wußten, wohin sie ihre Burgen zu bauen hatten.»

«Man hat die Burg zerfallen lassen, aber das Land gegen viele Feinde behauptet», erklärte er. «Immer hatten wir Feinde, auch heute noch, und immer wollten sie uns Land rauben. Wir müssen wachsam sein. Die Burg kann wieder aufgebaut werden, sobald ein gewisses Ereignis eintritt, Sie verstehen?»

«Gewiß, Herr Oberst. Aber schließlich steht dieser Turm ja immer noch wie ein Wächter da, und Ihr Schloß da drüben ist als herrschaftlicher Wohnsitz nicht zu verachten. Uebrigens glaube ich von hier aus alle diese Gehöfte wieder zu erkennen, die Sie mir heute morgen gezeigt haben, zuerst Birkenau da unten, dann im Norden dort das Gut, wo wir die Bäuerin auf dem Kartoffelacker trafen . . .»

Er hörte mir zu und unterbrach mich erst, als ich mit meinen Hinweisen in die Nähe des angeblich verpachteten Gutes im Osten kam. «Es war mir ein Vergnügen, Ihnen das alles im Einzelnen zu zeigen», sagte er. «Aber, bitte, betrachten Sie nun das Ganze! Sie sehen es, nicht wahr?» Noch einmal wies er in die Runde und blickte mich forschend an, als ob er immer neuer Bestätigungen bedürfte, dann schien er sich auch selber noch überzeugen zu wollen und blickte scharf nach allen Seiten auf sein Land hinaus,

das in der herbstlichen Abendkühle zu rauchen begann und dem Fließchen entlang schon vom Bodennebel verschleiert wurde.

Indessen mahnte mich die Hupe. Ich bat, mich verabschieden zu dürfen, und tat es denn auch sogleich in aller Form. Der alte Herr blieb auf seinem Turm, und als ich unten an der Stiege noch einmal zurück grüßte, hob er den Hut und neigte seine hohe Stirn gegen mich hinab. Im Hofe stand der Kutscher Johann neben dem Pferd am Brunnen, blickte mir lächelnd entgegen und lächelte auch dann nicht anders, als ich ihm ein Trinkgeld gab.

Ich setzte mich in den Wagen neben Herrn Bucher, wir fuhren ab und begannen sogleich von der Möglichkeit zu sprechen, uns auf der Jagd wieder zu treffen. «Ich selber bin allerdings auf Einladungen angewiesen», sagte er, «aber ich versäume keine und bin für jede dankbar. Auf der Jagd gibt es, wenn man die Passion dafür hat, gewisse Augenblicke, die einen völlig zusammenschweißen und mit einem ungebrochenen, starken Gefühl erfüllen. Wir haben gestern im Revier schon kurz darüber gesprochen. Heute werden Sie mich vielleicht noch besser verstehen. Leider bin ich nur Jagdpächter in den Wäldern meines Vaters, aber an keinem wirklichen Revier beteiligt.»

Der Unterschied ist gering, war ich zu sagen versucht, verschwieg es aber.

«Wie war es auf dem Turm?» fragte er dann.

«Ihr Herr Vater hat mir noch einmal sein Land gezeigt, und zwar so nachdrücklich, als ob er mich erst noch davon überzeugen müßte . . . als ob er Bestätigungen wünschte und seiner Sache doch nicht so ganz sicher wäre.»

«Kein Wunder! Geht mir ähnlich. Ich mißtraue dieser sogenannten Wirklichkeit auch. Was können wir mit unseren unzulänglichen Sinnen wahrnehmen! Werden Sie kurzsichtig, schwerhörig oder fieberkrank, und alles verändert sich. Gehen Sie dem Sichtbaren auf den Grund oder denken Sie meinerwegen darüber hinaus, und alles entpuppt sich als Schein und Trug. Uebrigens bin ich ein schlechter Philosoph . . .» Er ließ die Scheinwerfer aufleuchten und fuhr immer langsamer in einen dichten, dunklen Nebel hinein.

Da er jetzt aufpassen mußte, verzichtete ich auf eine Entgegnung; wir schwiegen beide, und ich machte mich darauf gefaßt, den Zug zu verspäten. Ich nahm mir vor, mich nicht darüber zu ärgern, sondern es noch zum seltsamen Erlebnis dieses Tages zu rechnen, das ich keineswegs bedauerte. Wer nie mit einem leichten Schwindelgefühl die fragwürdigen Grenzen menschlichen Daseins erlebt hat, weiß ja kaum recht, wo er daheim ist, und wohnt nur aus

Zufall in einer verlässlichen Mitte. Aber den Mann da neben mir bewunderte ich. Statt den verirrtten Vater sich selber zu überlassen, was gewiß bequemer gewesen wäre, führte er ihn mit einer Geduld und Selbstverleugnung ohnegleichen auf dem schmalsten Pfade dem Abgrund entlang. Sein schwankendes Verhältnis zur Wirklichkeit und seine fortwährenden kleinen Grenzverschiebungen mochten damit zusammenhängen. Der alte Herr selber blieb mir so vor Augen, wie ich ihn kurz vor meinem Abschied auf dem Turm gesehen hatte. Er stand, zu seiner ganzen Größe aufgerichtet, ruhig da, die Linke in der Außentasche seiner zugeknöpften Lodenjacke, die Rechte kräftig um den Stockgriff geschlossen, das herrische Gesicht mit dem weißen Schnurrbart im Halbschatten eines breitkrepfigen Filzhutes, und blickte, einen triumphierenden, scharfen Glanz in den grauen Augen, rundum auf sein weites Land hinaus.

KLEINE RUNDSCHAU

DIE GEBURT DES GEWISSENS

Wer dieses Buch des berühmten amerikanischen Aegyptologen J. H. Breasted, das den sprachlich anfechtbaren Untertitel trägt: «Die Entwicklung des moralischen Verhaltens im kulturgeschichtlichen Verlaufe Alt-Aegyptens»¹, von hinten beginnen würde, legte es wohl bald aus der Hand. Das Nachwort enthält geschichtsphilosophische Betrachtungen, welche den amerikanischen Fortschrittsoptimismus in einer Form zeigen, die den Europäer in eine aus Bewunderung und Grauen gemischte Verblüffung versetzt. Zwar seien heute «alle nachdenklichen Menschen beunruhigt beim Anblick des modernen Menschen»; aber «es sollte uns nicht allzu besorgt machen, wenn der Mensch auf seinem weiteren Entwicklungsweg zuzeiten ins Schwanken gerät oder gar bisweilen Rückschritte macht». Seit dem Neandertal-Menschen habe das menschliche Hirnvolumen überhaupt nicht zugenommen; man müsse sich also mit großer Geduld gegen die Langsamkeit der Entwicklung wappnen (381/2). «Der Mensch ist in sittlicher Hinsicht noch ein kleines Kind, das in der Kinderstube mit sehr gefährlichem Spielzeug spielt» (389). Aber jetzt «endlich ist der Mensch, der aus seiner Frühgeschichte seinen eigenen sittlichen Fortschritt als das Ergebnis und die Frucht sozialer Erfahrung erkannt hat, zum erstenmal in der Lage, ... den Veredlungsprozeß der Sittlichkeit zu beeinflussen und zu beschleunigen» (389/90). Zwar wird uns die «Schönheit des Geländes, das vor uns liegt, noch durch die Nebel menschlicher Schwächen und die dunkle Rauchwolke des Eigennutzes, der Habsucht und des Krieges verhüllt» (390); aber vor uns liegt das «Gebirge der Verheißung» (391), auf das unsere sittliche Entwicklung unhemmbar zuschreitet. «Die Seele des Neu-

¹ Sammlung: «Erkenntnis und Leben» herausgegeben von Walter Robert Corti. Morgarten Verlag, Conzett & Huber, Zürich.